

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 46. 1888.

Der Chevalier de Ferrer.

Kriminal-Novelle

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während des Gesprächs über von Son's Tod spielte Klotilde mit einem Medaillon, das sie in ihren zarten abgemagerten Händen hielt. Plötzlich, wie in Selbstvergessenheit, führte sie es an die Lippen und küßte es. Mit leichtem Erröthen und sanftem Lächeln wandte sie sich dann an Oskar, um ihre That zu entschuldigen. „Es ist sein Bild! Ich werde wohl bald mit ihm vereint sein!“ setzte sie hinzu.

Nednik wollte eben eine Antwort geben, wie sie bei solchen Umständen eben gegeben werden kann, als sie mit einiger Lebhaftigkeit ihn unterbrach. „Glauben Sie an — nun, wie soll ich nur sagen — an Uebernatürliches?“

Oskar wußte nicht gleich, was er erwidern sollte, und half sich mit einem Citat. „Der Dichter sagt: es gebe Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Weisheit nichts träumen läßt.“

„Jawohl, er hat Recht,“ entgegnete sie ernsthaft. „Sehen Sie, wenn ich dieses Bild küsse, ist es mir, als ob der Kuß erwidert würde. Ich fühle ihn heiß auf meinen Lippen.“ Mit einem leuchtenden Blicke drückte sie einen Kuß auf das Medaillon. Und in der That, es war wunderbar, aber die schmalen bleichen Lippen wurden plötzlich hellroth; es war keine Täuschung, Oskar bemerkte es deutlich. Aus dem Anpressen des Bildes an die Lippen, durch den bloßen Druck ließ sich diese Erscheinung nicht erklären, denn Klotilde hatte

das Bild nur ganz leicht berührt; auch verschwand die Röthe nicht so rasch, wie dies der Fall hätte sein müssen, wenn nur der Druck der Grund gewesen wäre.

Oskar erbat sich das Medaillon zur Ansicht und sie reichte es ihm hin. Es war ein einfaches goldenes Gehäuse, welches eine kleine Photographie enthielt, die Vorderseite bedeckte ein Glasplättchen. Nednik vermochte nichts Auffallendes zu entdecken und wollte es eben zurückgeben, als ein schräger Sonnenstrahl auf das Glasplättchen fiel und dieses nun ganz eigen- thümlich erglänzte; es war eine Art grünlichen

metallischen Schimmers. Dies erregte seine Aufmerksamkeit, er hielt — dabei fortwährend sprechend, damit Klotilde sein Gebahren nicht bemerke — es gegen das Licht und glaubte zu sehen, daß ein dünnes Häutchen die Glasplatte bedeckte, gerade so, als ob man mit einem Pinsel eine Flüssigkeit aufgetragen hätte. Er drückte mit den Fingern etwas stärker das Gehäuse und erreichte, was er beabsichtigt hatte — das Glas sprang heraus und fiel auf den Kies, wobei ein Splitter ausbrach. Er entschuldigte lebhaft seine Ungeßchicklichkeit und erbat sich die Erlaubniß, den Schaden gutmachen zu dürfen, indem er für ein neues Glas Sorge. Er hob das gebrochene auf, als Muster für das neue, wie er sagte, und barg es sorgfältig in seinem Portefeuille. Er folgte dabei mehr einem Impulse, über den er sich selbst augenblicklich keine Rechenschaft geben konnte, als irgend einem bestimmten Verdachte. Der eigenthümliche Glanz des Glases war ihm räthelhaft erschienen und er hatte das dunkle Gefühl, als ob eine Aufklärung dieses Räthfels auch Licht in die vielen anderen bringen müsse, welche so viel Unheil über diese Familie gebracht hatten. Dem Freiherrn gegenüber erwähnte er nichts davon, er wollte ihn weder beunruhigen, noch vielleicht Hoffnungen erwecken, die sich nicht erfüllen würden. Es war ja noch immer Zeit, davon zu sprechen.

14.

Tags darauf saßen die beiden Herren wieder beim Frühstück, als der Diener die Zeitungen und Briefe brachte, welche täglich früh Morgens von der Bahnstation abgeholt wurden. Aus Rücksicht für seinen Gast wollte der Freiherr die Briefe in dessen Gegenwart nicht öffnen, er sah nur flüchtig die Adressen an, ob nicht etwa



Erdmann Encke. (S. 363)

einer an Rednik dabei sei. Plötzlich stieß er einen Laut erschrocken Staunens aus: „Aus W.! Mit meiner Adresse und seine Handschrift!“ Mit zitternden Händen öffnete er das Couvert und las mit fliegender Hast das ziemlich lange Schreiben durch. In seinen Mienen drückte sich nur zu deutlich aus, wie sehr ihn die Mittheilungen dieses Briefes ergriffen. Als er zu Ende war, preßte er die Hand auf die Stirne und sagte dumpf: „Es ist vergebens — wo sollen wir Ruhe finden?“

„Darf ich fragen —“ begann Oskar. Der Freiherr aber reichte ihm den Brief hin: „Lesen Sie selbst, was Hermann schreibt. Es ist entsetzlich!“

Oskar las: „Vor Allem, lieber Vater, muß ich Dich versichern, daß ich wohlbehalten bin, und Du keine Sorge zu haben brauchst. Du wirst Dich wohl wundern, daß ich entgegen unserer Abrede direkt an Dich schreibe, und dies als eine Unvorsichtigkeit tadeln. In dessen glaube ich, die Vorsicht sei unnütz und überflüssig, wie dies der seltsame Vorfall beweist, den ich Dir jetzt mittheile, obwohl ich weiß, daß er Dich beunruhigen wird. In dessen fürchtete ich, er könnte Dir von anderer Seite zur Kenntniß gebracht werden, und Du würdest dann doppelte Besorgniß empfinden, wenn ich darüber schwiege.“

Wir hatten vorgestern ein heftiges Unwetter. Der Sturm war so arg, daß das Wägelchen des Postboten kurz vor W. umgeworfen wurde, wobei verschiedene Postfächer mehr oder weniger beschädigt wurden. Darunter befand sich auch ein Kistchen Cigarren, welches zerbrach, so daß der Inhalt von dem Regenwasser vollständig verdorben wurde. Ich befand mich gerade in dem hiesigen Postamte, als man alle die Sachen und den Briefbeutel brachte. Denke Dir nun mein Erstaunen, als ich auf dem Deckel des zerbrochenen Cigarrenkistchens meine Adresse las. Hermann v. Kelling stand darauf; die Handschrift war mir jedoch vollständig fremd; sie hatte einen kaufmännischen Zug, und ich glaubte im ersten Augenblicke, wahrscheinlich habe ein Cigarrenhändler die Kiste abgesendet, bei dem Du oder Herr v. Rednik die Bestellung gemacht. Da ich nämlich in einem meiner Briefe darüber geklagt habe, daß hier gute Cigarren nicht zu bekommen seien, lag es nahe, anzunehmen, Du hättest mir solche verschaffen wollen. Daß mein wahrer Name und nicht der, unter dem ich hier lebe, darauf stand, fiel mir freilich auf, ich wollte es mir aber damit erklären, daß Du (oder Herr v. Rednik) im Momente nicht daran gedacht hättest, und die Cigarren daher unter meinem wahren Namen expediren ließest. Sie kamen aus der Hauptstadt, muß ich noch bemerken, und darum dachte ich an Herrn v. Rednik, daß er die Sendung vielleicht besorgt habe. Schon wollte ich das Kistchen als mein Eigenthum beanspruchen, als mir noch rechtzeitig einfiel, daß mich der Postbeamte ja nur unter meinem angenommenen Namen kenne und er es daher gewiß sonderbar finden würde, wenn ich jetzt eine Sendung an Kelling beanspruchen würde. Das könnte unangenehmes Aufsehen erregen, Erklärungen und Erörterungen herbeiführen, welche die ohnehin verdorbenen Cigarren wirklich nicht werth waren. Ich schwieg daher und sagte auch nichts, als im Lokale über den unbekannteren Adressaten des Cigarrenkistchens debattirt wurde. Wir sind eben nicht Viele in W. und man kennt daher alle Leute genau; Niemand aber hatte je von einem Hermann v. Kelling gehört. Der Posthalter war sehr unwillig darüber, daß Leute etwas nach einem Ort senden, wo der Adressat nicht zu finden sei und dadurch dem Postamte unnütze Mühe und Plage verursache. Und das Zeug da kann ich nicht einmal zurückschicken; erstens ist das Kistchen zerbrochen, und zweitens ist der Absender nicht angemerkt. Was

soll ich damit thun? Ich glaubte ein Recht zu haben, mich jetzt einzumischen. Lassen Sie das Kistchen hier in Ihrem Bureau stehen, sagte ich zu dem Posthalter, bis — es leer wird. Die Anderen lachten und auch der Beamte begann zu schmunzeln. Dafür würde der alte Göre schon sorgen, meinte er. Göre ist nämlich der Postbote und nebenbei so ein Allerwelts-Diener in W., ein alter, knorriger Fischer, aber gutmüthig und gefällig. Er ist natürlich auch ein großer Freund des Tabaks, den er, wie es hier Gewohnheit ist, kaut. Wir Alle, die im Lokale waren, zweifelten auch nicht, daß der alte Göre die verdorbenen Cigarren als gute Priße betrachten werde. Und zur Bestätigung erschien er wirklich gleich darauf, um dem Beamten etwas zu sagen, und nahm sich dann beim Fortgehen unter allgemeiner Heiterkeit ganz ungenirt eine Cigarre, die er zerbrach und davon das eine Stück in seinen breiten Mund schob. Das geschah vorgestern Abends; gestern bei Tische wurde nun erzählt, der alte Göre sei plötzlich erkrankt und es stehe schlecht mit ihm. Nachmittags kam auch der Bezirksarzt, der auch die Stelle eines Badearztes vertritt, herüber und besuchte Göre. Es schien wirklich bedenklich mit dem Alten zu stehen, denn der Arzt blieb ziemlich lange in dessen Hütte. Als er dann herauskam, ging er gleich nach dem Postamte und ordnete an, daß die Cigarren verpackt und versiegelt würden, da er sie dem Gerichte übergeben müsse. Wir erfuhren dann, daß Göre's Erkrankung die Folge einer Vergiftung sei, und daß nach allen Umständen und den Aussagen des Alten nur die Cigarre, welche Göre gekaut hatte — die Ursache sein könnte. Nur der kräftigen Natur des Alten war es zuzuschreiben, daß die Gegenmittel des Arztes nicht schon zu spät kamen. Heute befindet er sich schon besser. Du kannst Dir leicht denken, welches Aufsehen diese Geschichte in dem kleinen Seebade erregt hat, und welchen Eindruck sie auf mich machte. Alles spricht nur davon und Jeder fragt, wer wohl dieser Kelling sein möge, dem die vergifteten Cigarren zugebacht waren. Ich bin indessen noch in Zweifel, ob sie wirklich vergiftet waren; es sind starke Cigarren, daher sehr nikotinhalzig, und es wäre ja denkbar, daß das Nikotin für sich jene Vergiftungserscheinungen hervorrief. Nun, die gerichtliche Untersuchung wird ja Alles klar stellen. Jedenfalls erwarte ich Nachricht von Dir, ob Du von der Sendung wußtest, sowie auch Weisungen, was ich thun soll. Ergibt die Untersuchung, daß die Cigarren wirklich vergiftet waren, so werde ich wohl genöthigt sein, meinen wahren Namen zu nennen und mich als den Adressaten zu bekennen. Ob ich unter solchen Umständen noch hier bleiben oder heimkehren soll, überlasse ich Deiner Bestimmung. Sorgen habe ich nicht und ich möchte, daß auch Du keine hegest, denn sichtlich waltet eine mächtigere Hand über mir und schützt mich vor allen Anschlägen. Schreibe umgehend, oder noch besser, telegraphire.

Es küßt und grüßt Dich lieber Papa, Dein Hermann.“

Das war der Brief, welcher selbst Oskar ein wenig aus der Fassung brachte. „Jetzt ist es höchste Zeit, daß wir handeln,“ rief er erregt aus.

„Ja, was ist zu thun?“ fragte der Freiherr. „Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach der Residenz und werde die ganze Sachlage dem Polizeidirektor mittheilen. Die Angelegenheit muß in eine geschickte Hand gelegt werden. Vor Allem jedoch gestatten Sie mir noch einige Fragen, Herr Baron! Daß weder Sie noch ich von den Cigarren etwas wissen, das ist wohl klar! Nicht wahr? Haben Sie aber irgend Jemanden mitgetheilt, daß Hermann in W. sei.“

„Niemandem,“ erklärte der Freiherr; „ich hielt mich genau an unsere Abrede. Die zwei

Briefe, die ich meinem Sohne sandte, gingen, wie Sie wissen, durch Ihre Hände, und auch seine Antworten erhielt ich bisher durch Sie. Es ist mir geradezu unerklärlich —“

„Erinnern Sie sich genau,“ fiel Oskar ein, „daß Sie wirklich gegen Niemand etwas davon erwähnten.“

Der Freiherr sann nach. „Ich habe in der letzten Zeit mit Niemand verkehrt, außer mit meinen Töchtern und meinem Schwiegersohne, und auch diesen hatte ich nichts über Hermann mitgetheilt.“

„Dann ist die Sache wirklich räthselhaft,“ meinte Oskar. „Jedenfalls steht das Eine fest, daß der Absender der Cigarren um den Aufenthalt Hermann's wußte, nicht aber auch, daß er unter fremdem Namen in W. lebe; sonst würde er das Kistchen unter dieser Adresse abgesendet haben.“

„Das ist richtig!“ bemerkte der Baron. „Nun, hoffen wir, daß es den Behörden gelingt, das Geheimniß zu enthüllen. Das Cigarrenkistchen bietet wenigstens einige Anhaltspunkte für die Untersuchung.“

„Was Hermann betrifft, so würde ich rathen, ihm zu telegraphiren: er solle noch in W. bleiben, dem Gerichte aber seinen wahren Namen mittheilen, um die Untersuchung zu erleichtern. Das Telegramm würde ich unter meinem Namen absenden. Ferner muß ich Sie bitten, mir eine Vollmacht auszustellen, damit ich in Ihrem Namen handeln kann, wenn irgend ein dringlicher Fall eintritt. Wenn ich jetzt gleich fortfahre, komme ich noch zu dem Mittagszuge recht und treffe noch früh genug in der Residenz ein, um noch heute die nöthigen Schritte zu thun.“

Der Freiherr war mit all' diesen Vorschlägen einverstanden. Die beiden Herren begaben sich in das Arbeitskabinett des Barons, wo dieser die gewünschte Vollmacht ausstellte. Während er noch schrieb, betrachtete Oskar zufällig eine große Wandkarte; plötzlich wandte er sich mit einem lebhaften Ausrufe um und deutete auf die Karte.

„Sehen Sie einmal hierher, Herr Baron!“ Auf der Karte war der Name des Seebades mit einem Blaustifte unterstrichen. „Haben Sie dies gethan?“

„Ja,“ erwiderte der Baron etwas verlegen, „ich hatte nach meiner Heimkehr den Ort auf der Karte aufgesucht, um berechnen zu können, wie lange Briefe dorthin zu laufen hätten, und da mag ich wohl den Namen unterstrichen haben. Glauben Sie, daß dies etwas zu bedeuten habe?“

„Wenn irgend ein Spion im Hause ist, mag ihm dies wohl aufgefallen sein.“

„Herr des Himmels!“ rief der Hausherr; „Sie glauben, in meinem eigenen Hause —!“

Oskar zuckte die Schultern. „Man muß jede Möglichkeit in's Auge fassen. Ich empfehle Ihnen daher nochmals die größte Vorsicht.“

Der Wagen war indessen bereit gestellt worden, und Oskar durfte keine Zeit mehr verlieren, wollte er den Zug nicht veräumen. Er verabschiedete sich kurz von dem Freiherrn, den die letzte Bemerkung Oskar's tief erschüttert hatte, und versprach, ihm sofort über alle unternommenen Schritte Bericht zu erstatten.

15.

Rednik fand Gelegenheit, gleich nach seiner Ankunft mit dem Polizeidirektor zu sprechen und ihm die Sache vorzutragen. Von dem Vorfall in W. hatte dieser bereits durch eine Zeitungsnotiz einige Kenntniß erhalten, auch war ihm der Mordversuch auf Hermann bekannt. Oskar theilte ihm Alles mit, was er von dem Freiherrn über die beiden früheren Ereignisse, die Ermordung von Son's und Harry's Tod, erfahren hatte; über den Verdacht, welchen Baron Kelling geäußert hatte, sprach er jedoch vorerst nicht, weniger deshalb, weil er selbst ihn nicht

theilen konnte, sondern vielmehr, um nicht von vornherein vielleicht auf eine falsche Fährte zu leiten. Dagegen übergab er dem Polizeidirektor das Glasplättchen und theilte ihm mit, was er daran auffassend gefunden habe. Der Polizeidirektor versprach, die Glasplatte von einem Chemiker untersuchen zu lassen, und in erster Linie die Auffindung des Absenders der vergifteten Cigarren in's Auge zu fassen. Bezüglich der letzteren traf auch schon am nächsten Tage eine Mittheilung des Gerichtes, zu dessen Bezirk W. gehörte, ein, nach welcher die Untersuchung in der That ergeben hatte, daß die Cigarren an den Spitzen mit einem Pflanzengifte durchtränkt gewesen seien. Der Giftstoff scheine aus verschiedenen Säften bestanden zu haben und dürfte aus Kräutern bereitet sein, welche im Orient vorkommen. Seiner Natur nach wirke das Gift nicht plötzlich, sondern nur allmählig. Die heftigen Erscheinungen, welche sich bei Gdore einstellten, seien daraus zu erklären, daß derselbe nach seiner Aussage etwa drei Cigarren gekaut habe, also in kurzer Zeit eine große Menge des Giftes in sich aufnahm. Wären die Cigarren, wie es wohl in der Absicht des Absenders lag, nach und nach geraucht worden, so würde die Vergiftung eben allmählig erfolgt sein; es wäre eine schleichende Krankheit eingetreten, die langsam, aber sicher zum Tode geführt hätte.

Mit diesem Gutachten stimmte auch jenes überein, welches der Gerichtschemiker über die Glasplatte abgab. Dieser stellte fest, daß das Glas mit einer Flüssigkeit bestrichen worden sei, welches sich als ein zusammengepreßtes Pflanzengift erwies. Durch das Berühren des Plättchens mit den Lippen wurde zwar stets nur eine geringe Menge des Giftstoffes dem Körper zugeführt, aber da dies wiederholt geschah, so mußte auch hier allmählig die Vergiftung eintreten. Das Gutachten gab auch die Erscheinungen an, welche das Gift hervorrufen müsse, und diese stimmten vollkommen mit jenen überein, welche die Aerzte an Klotilde beobachtet hatten.

Es stand somit fest, daß an Klotilde wie an Hermann ein Vergiftungsversuch unternommen worden war, daß in beiden Fällen der gleiche Giftstoff in Anwendung kam, somit aller Wahrscheinlichkeit nach ein und dieselbe Person die Hand im Spiele hatte.

Es galt nun, den Absender der Cigarren auszuforschen; und zu diesem Behufe war das Cigarrentischen sowie der Begleitschein an die Polizeidirektion eingesendet worden. Daraus ließ sich Tag und Stunde der Aufgabe, sowie das betreffende Postamt feststellen. Der Beamte, welcher die Sendung übernommen hatte, glaubte sich erinnern zu können, daß ein Dienstmann dieselbe überbracht habe. Es war nun wohl anzunehmen, daß der Dienstmann das ihm nächstgelegene Postamt aufgesucht habe, das heißt, es gestattete den Schluß, daß er in der Nähe desselben seinen Standplatz haben dürfe. Der Polizeidirektor beauftragte daher einige Geheimpolizisten, die Dienstmänner in der Umgebung des Postamtes auszuholen, um so Denjenigen zu finden, der die Sendung aufgegeben hatte. Der Begleitschein wurde ebenfalls einer genauen Untersuchung unterzogen. Die Schriftzüge boten vorerst keine Anhaltspunkte; wohl aber entdeckte ein Beamter schwache Spuren eines Blaustempel-Druckes, und nach vieler Mühe gelang es, mit einiger Sicherheit drei Buchstaben nachzuweisen, nämlich R H E. . . Es war nun bekannt, daß die Portiers der größeren Hotels postamtliche Scheine und Druckfachen zur Verfügung der Gäste halten, und dabei die Gepflogenheit haben, den Hotelstempel auf diese Papiere aufzudrücken. Es geschieht dies einfach zu Reklamezwecken. Die entzifferten Buchstaben weisen nun auf das Hotel Rhein hin, einen Gasthof zweiten Ranges, der jedoch viel besucht wurde. Namentlich Ge-

schäftsreisende und Landwirth, die nach der Hauptstadt kamen, zählten zu dessen ständigen Kunden.

Inzwischen gelang es wirklich, den Dienstmann auszuforschen, welcher jene Sendung auf das Postamt gebracht hatte. Er gab an, daß ihm das Kistchen auf der Straße von einem elegant gekleideten Herrn übergeben worden sei; eine genaue Beschreibung der Person vermochte er zwar nicht zu geben, wohl aber behauptete er, den Herrn wieder zu erkennen, falls er ihn sähe. Er erhielt nun den Auftrag, sich in der Nähe des Hotels Rhein aufzuhalten — in Begleitung eines Geheimpolizisten natürlich — und die Ein- und Ausgehenden zu beobachten.

Die Beobachtung des Hotels schien kein Resultat zu ergeben; zwei Tage schon trieb sich der Dienstmann in dessen Nähe herum, ohne daß er jenen Fremden bemerkt hätte. Man mußte sich daher in Geduld fassen und abwarten, welche Ergebnisse die anderen Nachforschungen haben würden. Diese bedurften Zeit, da es viele Schreibereien und Erhebungen gab, betrafen diese ja eine ziemliche Anzahl von Personen, von denen man nicht viel mehr wußte, als den Namen, welchen sie in das Fremdenbuch des Hotels eingetragen hatten. — — —

Oskar pflegte während seines Aufenthaltes in der Residenz die Abende im Kreise der alten Freunde zuzubringen, welche fast sämmtlich der Armee angehörten. An dem letzten Abende fand jedoch aus irgend einem Anlasse ein großes Offiziers-Diner statt, an welchem jene Freunde theilnehmen mußten. Er hatte daher seine Zeit frei; die Theaterstunde hatte er versäumt, da er einen ausführlichen Brief an den Freiherrn geschrieben, und so beschloß er, um die Stunden des Abends hinzubringen, ein Vergnügungsfokal aufzusuchen, in welchem sich Akrobaten, Gefangenskomiker und ähnliche „Künstler“ produzierten. Das Lokal war stets sehr besucht, und Oskar erhielt, da er etwas spät kam, nur noch einen Sitz in einer Loge, in welcher sich bereits ein Herr befand.

Nednik hatte nicht die Gewohnheit, mit Fremden Gespräche anzuknüpfen; er hatte beim Betreten der Loge den Herrn gegrüßt, ihn aber weiter nicht beachtet. Uebrigens schien auch dieser sich in einer kühlen Zurückhaltung zu gefallen und seine ganze Aufmerksamkeit den Produktionen zu widmen. Bereits waren mehrere Nummern des Programms vorüber, als ein „Tanz orientalischer Odalisten“ an die Reihe kam. Das Programm enthielt zwar die Versicherung, daß die Odalisten „echt“ seien, Oskar erkannte jedoch bald, was es mit dieser Echtheit für eine Bewandniß habe. Uebrigens waren die Tänzerinnen hübsch, das Kostüm phantastisch, und Musik wie Tanz hatten in der That etwas von orientalischem Charakter an sich; ein Kenner des Orients freilich konnte nicht getäuscht werden. Was lag übrigens daran, wenn nur die Produktion dem großen Publikum gefiel.

Noch während derselben wandte sich der Fremde an Oskar mit der Bemerkung: „Recht hübsch, aber das sind weder Odalisten, noch ist der Tanz ein orientalischer. Das hat ein heimischer Balletmeister arrangirt.“

Oskar nickte nur zustimmend, er wünschte nicht, in ein Gespräch verwickelt zu werden. Der Fremde mochte wohl dieses Schweigen dahin deuten, daß Oskar ein Urtheil nicht zu äußern wage, weil er die Sache nicht kenne, und fuhr daher fort: „Ich habe zufällig längere Zeit im Orient gelebt und wirkliche Original-Tänze und Tänzerinnen gesehen. In Konstantinopel und Smyrna —“

„Sie waren in Smyrna?“ Oskar's Interesse wurde mit einem Male rege.

„Ja; einige Monate. Ich bin viel in jenen Gegenden herum gekommen, war ja lange genug in türkischen Diensten.“

„In der Verwaltung?“ fragte Oskar.

„Nein, ich diente in der Armee. Mir behagte aber der Dienst nicht mehr, obwohl man mir einen höheren Rang anbot, und so ging ich. Ich war froh, als ich das Land hinter mir hatte.“

„Sie waren Offizier in der türkischen Armee und lebten in Smyrna,“ sagte nach einer Weile Oskar, dem eine alte halbvergeffene Geschichte in Erinnerung kam, „haben Sie einen Major Namens Sadullah Bey gekannt?“

Der Fremde fuhr auf seinem Sitze herum und starrte Oskar mit weitgeöffneten Augen an. „Sa — Sadullah?“ brachte er mühsam über die Lippen. „Wie kommen Sie auf diesen Namen?“ (Fortsetzung folgt.)

Erdmann Encke.

(Mit Porträt auf Seite 361.)

Unter den deutschen Bildhauern der Jetztzeit erfreut sich der Künstler, dessen Porträt wir auf S. 361 bringen, Professor Erdmann Encke in Berlin, eines wohlverdienten Rufes. Derselbe ist am 26. Januar 1843 in Berlin als Sohn eines Kaufmanns geboren, trat, nachdem er die Schule absolviert hatte, bei Professor Albert Wolff in die Lehre und erlernte von unten auf die Bildhauerkunst, für welche er ein seltenes Talent verrieth. Vielversprechende Erstlingswerke machten die Kunstwelt auf ihn aufmerksam, dann gewann er bei der Konkurrenz für das in der Hasenheide bei Berlin zu errichtende Jahndenkmal den ersten Preis, das nach seinem Entwürfe auch in Erz gegossen und am 10. August 1872 enthüllt wurde. Andere monumentale Werke machten den Namen des Künstlers in immer weiteren Kreisen bekannt, so seine Statue des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg für das Berliner Rathhaus und ganz besonders das 1880 enthüllte prachtvolle Standbild der edlen Königin Luise im Thiergarten. Für das Berliner Zeughaus arbeitete er die Bronze-Statuen des Großen Kurfürsten und Friedrich's II. Außerdem schuf er zahlreiche treffliche Porträtbüsten und anmuthige Genrefiguren. Encke's künstlerische Verdienste und hervorragende Leistungen haben ihm auch eine Professur an der Akademie der bildenden Künste zu Berlin verschafft; der Künstler steht gegenwärtig in der Vollkraft männlichen Schaffens, und wir dürfen daher gewiß noch manches schöne Werk von ihm erwarten.

Die Riesenstatue der Freiheit am Eingange des Hafens von New-York.

(Mit Bild auf Seite 364.)

Am 28. Oktober 1886 hat die feierliche Einweihung der auf der Bedloe-Insel im New-Yorker Hafen errichteten Riesenstatue der Freiheit stattgefunden, welche das größte vorhandene Werk der Plastik ist. Diese „Riesenstatue der die Welt erleuchtenden Freiheit“ ist bekanntlich von der französischen Nation der großen Schwesterrepublik jenseits des Oceans zum Geschenk gemacht worden, während der Unterbau nebst Piedestal durch freiwillige Beisteuern der Amerikaner aufgebracht worden sind. Die Anfertigung der Statue wurde dem berühmten Bildhauer Friedrich August Bartholdy zu Paris übertragen; sie besteht aus Platten von gehämmertem Kupferblech von 2 1/2 Millimeter Dide, welche durch eiserne Träger mit dem inneren Gerippe aus Schmiedeeisen verbunden sind. Die in griechischer Gewandung dargestellte Freiheitsgöttin hält in der linken Hand eine Gezeigestafel, in der hochgehobenen Rechten aber eine Fackel, aus der Abends elektrisches Licht hervorströmt, so daß dann die Figur als Leuchtturm für den New-Yorker Hafen dient. Die Dimensionen dieses dem berühmten Kolos von Rhodus weit übertreffenden Standbildes sind wahrhaft erstaunlich, wovon man eine lebhaftere Anschauung bei Betrachtung der Hand und Fackel der Statue, die unser Bild auf Seite 364 darstellt, erhält. Die Figur hat bis zur Spitze der Fackel eine Höhe von 46,08 Meter und wiegt 200 Tonnen (à 20 Centner). Die Spitze der Fackel enthält fünf elektrische Lampen mit einer Leuchtkraft von 30,000 Kerzen; der Zeigefinger ist 2,45 Meter lang. Im Innern führt eine eiserne Treppe bis zur Fackel empor.



E. A. Tilly, sc.

Hand und Fackel der am Eingange des Hafens von New-York aufgestellten Riesens Statue der „Freiheit“. (S. 363)

Humoristisches: Die letzte Nummer.



„Kaufen Sie das Loos, Herr Geldmeyer. Es ist die letzte Nummer, und das ist bekanntlich eine Glücksnummer.“ — Herr Geldmeyer kauft es zögernd und entfernt sich. — „Das freut mich, daß ich dem reichen Geizhals das Loos angehängt habe, denn daß die letzte Nummer nichts gewinnt, das steht so fest, als ich Amalie heiße!“



Frau Geldmeyer: „Was, Nummer 50,000, die letzte Nummer? Bist Du denn wirklich so einfältig, zu glauben, daß unter 50,000 Loosen der Treffer auf die letzte Nummer fällt? — Weißt Du was, schiden wir das Loos unserem Herrn Kandidaten. Morgen ist Neujahr, und er wartet gewiß schon auf das Neujahrsgeschenk. Der Haupttreffer ist 20,000 Gulden, wir können uns nicht großmüthiger abfinden mit ihm.“ — „Na, daß Du wenigstens einen guten Gedanken hast!“



Kandidat: Will 'mal nachsehen, was mir da Herr Geldmeyer, mit dessen Rangen ich mich so lange abplage, zum Neujahr geschickt hat. — Was, ein Loos? Mit einer einmaligen Ziehung am 15. Januar, und die letzte Nummer? Ei Du vermünsteter Geizhals!



Beim Hausmeister: Er: „Schau 'mal Alte, was mir der hungrige Kandidat als Neujahrsgeschenk heruntergeschickt hat; Du weißt, ich habe ihm die Lektion bei Herrn Geldmeyer verschafft. Zum Dank hätte er mir doch einen Theil von dem Geschenk geben können, das er von dem reichen Mann bekommen hat. Aber da schickt er mir ein Loos, und noch dazu das letzte Exemplar!“ — Sie: „Geben wir's dem Poeten, der Dir den Neujahrswunsch für die Mietzparteien des Hauses gedichtet hat. Ich hab' ihn auf Neujahr vertröflet.“



Gelegenheitsdichter: Ha, schmählicher Undant! So werden Mufenkünste belohnt! Für das Poem, durch dessen Recitirung jeder Zuhörer Schätze herzugeben sich gedrunge fühlen wird, für dieses Meisterwerk schickt mir der vermünstete Hausmeister das 50,000ste von 50,000 Loosen! Der Glende! Zerrißnen sei sein Angedenken in meinem Herzen, so wie ich dieses Loos zerreiße!



Anzeige im Wochenblatt am 15. Januar: „Bei der heutigen Ziehung der ... schen Loose fiel der Haupttreffer von 20,000 Gulden auf Nummer 50,000, die letzte der überhaupt zur Ausgabe gelangten Exemplare.“

Finale: Fräulein Amalie, die Loosverkäuferin, fürzt des zu erwartenden Geschenkes halber zu Geldmeyer, dieser mit ihr zum Kandidaten, mit diesem zum Hausmeister, und alle vier zum Dichter, der eben die Loostheile verbrannt hat!

Die Denkmünze.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Von

Franz Lehmann.

(Nachdruck verboten.)

An meinem fünfzehnten Geburtstage schenkte mir mein Großvater unter Anderem eine durch ihre Seltenheit werthvolle silberne Münze.

„Bewahre dieses Schausstück als ein Andenken an mich gut auf,“ sagte er, während ich voller Interesse das Gepräge der Denkmünze betrachtete, die etwa die Größe eines Fünfmarkstückes hatte und mit einem Henkel versehen war, so daß sie an einer Schnur getragen werden konnte. „Ich glaube, Du wirst es um so sorgfältiger hüten, wenn ich Dir sage, daß durch dasselbe einst mein ganzes Lebensschicksal entschieden wurde.“

Du wirst neugierig sein, zu erfahren, inwiefern diese Münze einen Einfluß auf mein Schicksal haben konnte,“ fuhr er fort, „und ich will es Dir sogleich erzählen. Ich muß dabei auf die Zeit zurückgreifen, in der ich als junger Gehilfe in der Apotheke meines Vaters thätig war und mit dem Gedanken umging, mich zu verheirathen. Während meine Eltern sich eine vermögende Schwiegertochter aus der Stadt wünschten, hatte ich eine innige Neigung zu der anmuthigen Tochter des Pfarrers Hirschmann in dem nahen Dorfe Neuenberg gefaßt, in dessen Haus mich ursprünglich nur unser gemeinschaftliches Interesse für Botanik und das Sammeln von Pflanzen geführt hatte und ich hoffte, daß es mir mit der Zeit doch gelingen würde, die Abneigung meiner Eltern gegen meine Verbindung mit Theresen, welche meine Liebe von ganzem Herzen erwiderte, zu überwinden.“

Eines Abends saß ich in Neuenberg mit der Familie des Pfarrers um den großen runden Tisch in der Wohnstube, der Lehrer und der Schulze von Neuenberg hatten sich ebenfalls eingefunden. Es wurde von Dem und Jenem erzählt und ich bedauerte lebhaft, daß ich den gemüthlichen Kreis verlassen mußte.

Als ich mich zum Fortgehen rüstete, sagte der Pfarrer: „Sie könnten mir einen Gefallen erweisen. Der Kammerer Müller in der Stadt bat mich, ihm eine seltene Münze, die ich besitze, einmal zur Ansicht zu senden. Wollen Sie dieselbe mitnehmen?“

Mit Vergnügen erklärte ich mich dazu bereit und der Pfarrer holte aus seinem Schreibtisch die Münze hervor. Sie ging von Hand zu Hand und wurde von den Anwesenden mit großem Interesse betrachtet. Um sie recht sicher zu verwahren, legte ich das seidene Schnürchen, welches durch den Henkel gezogen war, um den Hals und steckte die Münze wie eine Uhr in die Westentasche, worauf ich den Rock darüber zuknöpfte.

Eben wollte ich auf die Thüre zugehen, als Moriz, der fünfzehnjährige Sohn des Pfarrers, welcher bei dem herrschaftlichen Gärtner des Mittergutes Neuenberg in der Lehre war, sehr aufgeregt eintrat. Er habe soeben im Wirthshausgehört, sagte er, daß der Verwalter Trapper, ein ziemlich roher Mensch, zu einem seiner Gewossen geknüpft, er wolle mir heute auflauern und mich so durchbläuen, daß ich keine Lust verspüren solle, je wieder nach Neuenberg zu kommen. Trapper hatte nämlich meiner Theresen vor einiger Zeit sehr eifrig den Hof gemacht, und als er endlich die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsehen mußte, einen bitteren Haß auf mich geworfen, da er mich für die alleinige Ursache des Scheiterns seiner Pläne hielt.

Die Frauen geriethen in große Angst und baten mich dringend, die Nacht über da zu bleiben und erst am anderen Morgen nach

Hause zu gehen. Die Männer rietten mir, wenigstens einen anderen Weg als gewöhnlich zu nehmen; ich lachte aber darüber.

„Der Trapper denkt wohl, ich bin von Papier,“ sagte ich, meinen starken Ziegenhainer schwingend, „er mag nur kommen, es soll mir gerade recht sein, wenn mir der rohe Patron Gelegenheit gibt, ihm ein Wörtchen hinter die Ohren zu schreiben, daß ihm der Kopf brummt.“

Trotz der Vorstellungen und Bitten machte ich mich also auf den gewöhnlichen Weg nach Hause und verbat mir auch jede Begleitung. Jeden Augenblick erwartete ich einen Angriff, aber es erfolgte keiner, und ich kam aus dem Dorfe, ohne mit Trapper zusammengetroffen zu sein.

Als ich über einen Kreuzweg ging, fiel mir ein, daß der Pfarrer mir am Rande des eine Viertelstunde seitwärts gelegenen Waldes einige in der Gegend sehr seltene Pflanzen gezeigt hatte, welche nur bei Nacht blühen. Dieselben standen dicht an einem Felsblock am Rande des Weges, und waren daher auch in der Dunkelheit leicht zu finden. Es war noch nicht sehr spät, auch verbreitete der Mond einiges Licht, und kurz entschlossen schlug ich den Weg nach dem Walde ein. Nach einigem Suchen fand ich auch die Pflanzen und brachte sie erfreut in meiner Botanisirbüchse unter, welche ich, wie gewöhnlich, nach Neuenberg mitgenommen hatte.

Um keinen Umweg zu machen, ging ich über die Felder nach der Stadt zu, da ich darauf rechnete, in einer Viertelstunde wieder auf die Straße zu kommen und nach den am Horizont sich abzeichnenden Umrissen der Berge meine Richtung bestimmen konnte. Unterdessen waren jedoch Wolken heraufgezogen und bedeckten den Mond immer dichter und dichter, so daß es bald ganz dunkel war. Nun schritt ich nur langsam weiter, immer mit meinem Stöcke vor mich hintastend, der vorn eine lange eiserne Spitze und als Griff einen Hammer hatte, dessen eine Seite in eine Schneide wie ein Beil auslief. Endlich traf ich auf einen festgetretenen Fußweg zwischen den Feldern, wohlgemuth schritt ich eine Zeit lang darauf hin und bemerkte es nicht, daß derselbe plötzlich in scharfem Winkel nach links umbog. Noch einen Schritt that ich, unter meinen Füßen lösten sich polternd einige Steine ab und ich stürzte, vergebens einen Halt suchend, in eine mir unbekanntes Tiefe.

Vor Schrecken schwand mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, war es noch Nacht und es strömte ein leichter Regen auf mich herab. Ich lag mitten im Gebüsch, zur Seite eines sehr tiefen Hohlweges, über dessen steilen Rand ich herabgestürzt war. Die Aeste, auf welche ich gefallen war, hatten zwar die Wucht des Sturzes gemindert, zugleich aber mich jämmerlich zertrakt und zerschlagen. Das Gesicht brannte mir an verschiedenen Stellen wie Feuer, der kleine Finger der rechten Hand blutete heftig. Ein Ast mußte mir zwischen Rock und Weste durchgefahren sein, denn alle drei Knöpfe, welche den Rock über der Brust zusammenhielten, waren abgesprungen. Meine Botanisirbüchse war über mir an einem jungen Baume hängen geblieben, nur den Stock hielt ich noch trampfhaft fest. Es vergingen einige Minuten, bis ich mich so weit erholt hatte, daß ich aus dem Buschwerk herauskriechen konnte, wobei ich auch meinen Hut wieder fand. Nun mußte ich wenigstens, wo ich war; das konnte nur eine Stelle des Weges zwischen der Stadt und dem Dorfe Waldbach sein, einen anderen so tiefen Hohlweg gab es in der Nähe nicht.

Als ich meine Glieder untersuchte, fand ich, daß ich zum Glück keine ernsthaftes Beschädigung erlitten hatte und machte mich wieder auf den Weg. Nach einer Stunde kam ich zu Hause an und legte mich gleich zu Bett.

Am anderen Morgen, gegen neun Uhr, erschien ein Amtsdieners in der Apotheke und richtete aus, ich möchte doch sogleich einmal herüber zum Herrn Amtmann kommen.

Erstaunt folgte ich dem Boten. Der Amtmann Grebe, sonst ein freundlicher alter Herr, erwiderte meinen Gruß sehr förmlich.

„Ich habe in meiner amtlichen Eigenschaft einige Fragen an Sie zu richten,“ begann er, „und ich fordere Sie auf, dieselben streng der Wahrheit gemäß zu beantworten, da eine Unwahrheit sehr böse Folgen für Sie haben könnte.“

Diese Einleitung, die Gegenwart eines Protokollführers, der Ton, in welchem der Amtmann zu mir sprach, ließen mich ein Unheil ahnen, und obgleich ich mir keines Unrechtes bewußt war, erblickte ich und mußte vor dem scharfen Blick des Amtmanns das Auge abwenden, so daß diesem meine Verwirrung nicht entging.

„Nicht nur als Beamter, auch als Freund rathe ich Ihnen,“ fuhr er etwas milder fort, „beantworten Sie meine Fragen ganz wahrheitsgetreu; nur dann wird sich etwas für Sie thun lassen. Versuchen Sie aber zu leugnen, so verschlimmern Sie Ihre Lage sehr.“

„Herr Amtmann,“ fuhr ich auf, „ich habe nichts verbrochen, brauche also auch nichts zu leugnen.“

„Ruhig, junger Mann. Ich rathe Ihnen nochmals zu unbedingter Wahrheit; wollen Sie durchaus nicht hören, so haben Sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben.“

„Mein Gott, was wollen Sie denn von mir? Was soll ich denn verbrochen haben?“

„Das werden Sie selbst am besten wissen. Doch zur Sache. — Wo waren Sie gestern Abend?“

„Im Pfarrhause zu Neuenberg.“

„Wann sind Sie dort fortgegangen?“

„Gegen neun Uhr Abends.“

„Was ist Ihnen unterwegs passiert. Wie kommen Sie zu dem dreihundertenen Gesicht?“

Ich erzählte mein Abenteuer.

„Das klingt ziemlich unglaubwürdig,“ meinte der Amtmann; „mit wem sind Sie auf dem Wege zusammengetroffen?“

„Mit Niemandem.“

„Auch mit dem Verwalter Trapper nicht?“

Ich erblickte zum zweiten Male, als ich diesen Namen hörte. Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Trapper seinen Plan geändert und, anstatt Thätlichkeiten gegen mich zu verüben, eine tückische Anklage erlommen und durch Scheinbeweise unterstützt habe.

„Wo trafen Sie den Verwalter Trapper?“ frug der Amtmann wieder, da ich nicht sogleich antwortete.

„Ich habe ihn gar nicht getroffen, wie ich schon sagte, sondern bin nahe beim Dorfe rechts von der Straße ab und auf einem Feldwege nach dem Waldbrande gegangen.“

„Machen Sie keine Flaunen. Auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Hatten Sie diesen Anzug gestern an?“

„Nein.“

„Wo sind Ihre gestrigen Kleider?“

„Sie hängen noch in meiner Kammer; wenn Sie es wünschen, werde ich sie sogleich holen.“

„Bemühen Sie sich nicht. Ich schade dar- nach.“

Auf einen Befehl des Amtmanns ging der Diener weg und lehrte bald darauf mit den Kleidungsstücken zurück, die auf einem Tische ausgebreitet wurden. Auch mein Stock war dabei und meine Botanisirbüchse, aus der ich zu meinem Leidwesen alle Pflanzen verloren hatte.

Raum hatte der Amtmann einen Blick auf die Gegenstände geworfen, als sich seine Miene noch mehr verfinsterte.

„Wie kommt das Blut hierher?“ frug er, und sein Blick schien mich durchdringen zu wollen.

Ich wußte keine andere Erklärung, als daß es von der kleinen Wunde an meinem Finger herrühre, die ich mit Heftpflaster zugeklebt hatte.

„Warum machen Sie denn nur diese Ausflüchte?“ sagte er, als ich ihm die Wunde zeigte, „alle Beweise sprechen ja gegen Sie. Gestehen Sie es doch ein, daß Sie gestern Abend von dem Verwalter angegriffen worden sind, und indem Sie sich mit Ihrem Stocke vertheidigten, ihn niedergeschlagen haben. Wenn Sie ein offenes Geständniß ablegen, so läßt sich vielleicht die That als ein Akt der Nothwehr betrachten, obgleich Sie sich trotzdem keiner so gefährlichen Waffe hätten bedienen sollen, und möglicher Weise kommen Sie dann mit einer gelinden Strafe durch. Fahren Sie aber fort, hartnäckig zu leugnen, so wird man annehmen, daß Sie den Verwalter mit Absicht erschlagen haben und sein Angriff, dem Sie ja nach der Ihnen zugekommenen Warnung ausweichen konnten, Ihnen ein erwünschter Vorwand war, um Ihrem Haß freien Lauf zu lassen.“

Wie versteinert starrete ich den Amtmann an. Also Trapper war erschlagen worden und mich bezichtigte man der That. Ich mußte mich an einen Stuhl halten, um nicht umzufinken, und brachte weiter nichts heraus, als die Worte: „Ich bin unschuldig, ich habe Trapper gar nicht gesehen.“

„Wenn Sie auf Ihrem Leugnen beharren wollen, so haben Sie sich Ihr Schicksal selbst anzuschreiben,“ sagte der Amtmann, „deshalb bedaure ich Sie auch nicht. Nur mit Ihren armen Eltern, die in ihren alten Tagen noch erleben müssen, daß der Sohn, auf den sie besonders ihre Hoffnung gesetzt haben, zum Todtschläger wird, nur mit diesen fühle ich inniges Mitleid.“

Dann gab er dem Diener einen Wink, und ich wurde in eine enge Zelle eingeschlossen.

Wie ich später erfuhr, hatte sich Trapper wirklich an dem Abende gegen neun Uhr mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, mir aufzulauern, aus dem Wirthshause entfernt. Er war nicht wieder zurückgekehrt, und am anderen Morgen hatten ihn einige Arbeiter eine Strecke vor dem Dorfe auf dem Wege todt gefunden.

Allem Anschein nach war er ermordet worden, denn es war aus mehreren Kopfwunden Blut geflossen und hatte sich auf dem Wege in Pfützen gesammelt.

Die Leute waren sogleich zum Schulzen geeilt, und dieser hatte sofort Boten zum Amtmann und zum Gerichtsarzt geschickt. Beide waren in kurzer Zeit erschienen und hatten den Thatbestand aufgenommen. Der Leichenbefund ergab, daß Trapper vor zehn bis zwölf Stunden durch Schläge mit einem spitzen metallenen Instrumente, welche die Hirnschale durchbohrt hatten, getödtet worden war.

Infolge der sofort eingezogenen Erkundigungen erfuhr der Amtmann sowohl die Absicht Trapper's, als auch, daß ich davon Kenntniß gehabt hatte und ihm trotzdem nicht ausgewichen war. Auch meinen Stock mit dem spitzen Hammer hatte man bei mir gesehen und so fiel denn der Verdacht sogleich auf mich.

Der Schreck und Jammer meiner Eltern und auch Theresens, als sie das Entsetzliche hörten, waren unbeschreiblich.

Am anderen Tage verhörte mich der Amtmann nochmals. Ich konnte weiter nichts sagen, als meine Unschuld von Neuem betheuern, und der über meine scheinbare Verstocktheit aufgebrachte Amtmann ließ mich wieder in meine Zelle führen.

Den Tag darauf kam eine Deputation des Kriminalgerichts aus der nahen Residenzstadt.

Die Leiche und der Platz, auf welchem der Mord verübt worden war, wurden besichtigt, und ich dann zum Verhör vorgeführt.

Dasselbe fand in der großen mittleren Stube des Amtshauses statt. Auf einem Tische vor den fremden Herren waren die Flurkarten der Stadt und des Dorfes Neuenberg neben einander ausgebreitet, und auf einem Stuhl lagen die Kleider und der Stock, die ich in jener Nacht getragen hatte.

Das Verhör nahm fast denselben Verlauf, wie die vorher vom Amtmann mit mir angestellten. Am Schluß rief mich der Vorsitzende des Kriminalgerichts, ein kleines, bewegliches Männchen mit weißen Haaren, aber tiefdunklen, blickenden Augen, an den Tisch heran.

„Da Sie so fest auf der merkwürdigen Abweichung von der Straße bestehen, so zeigen Sie mir doch einmal hier auf den Karten den Weg, den Sie gemacht haben wollen,“ sagte er.

Darauf zeigte ich ihm auf den ziemlich genauen Karten nicht nur die Stelle, an welcher ich beim Kreuzwege die Straße verlassen hatte, sowie den Ort, wo ungefähr ich die seltenen Pflanzen bei dem Felsblock gefunden hatte, sondern auch den sich nicht weit davon hinziehenden Hohlweg.

Der Richter war meinem Finger aufmerksam gefolgt und sagte dann nach kurzer Ueberlegung, indem er mich mit seinen Augen durchbohrend ansah: „Die Geschichte klingt so unwahrscheinlich, daß ich Ihnen kein Wort davon glauben kann. Zudem ist an der betreffenden Stelle nachgesehen worden und es hat sich auch nicht die geringste Spur von Ihrem angeblichen Sturze gefunden. Sie sagen allerdings, der inzwischen gefallene Regen habe Alles wieder verwischt, können Sie jedoch Ihre Behauptungen durch nichts beweisen, so ist Ihnen nicht zu helfen.“

In tiefes Sinnen versunken stand ich da; vergebens quälte ich mein Gehirn ab, irgend ein Beweismittel zu finden. Es war mir ja auf dem ganzen Wege kein Mensch begegnet. Da fiel mein Blick auf ein grünes Schnürchen, welches aus den auf dem Stuhle liegenden Kleidern heraushing. Es war das Schnürchen, an dem die Münze gehangen hatte, die mir vom Pfarrer zur Beforgung übergeben worden war, und jetzt erst erinnerte ich mich daran, daß ich die Münze am anderen Morgen nicht mehr in der Tasche gehabt hatte; über den folgenden Ereignissen hatte ich den Auftrag ganz vergessen. Rasch griff ich nach dem Schnürchen und zog daran, aber ich hielt nur ein kurzes, an beiden Enden abgerissenes Stück in der Hand.

„Herr Rath,“ rief ich, „ich glaube doch einen Beweis liefern zu können, daß ich in den Hohlweg hinabgestürzt bin. Ehe ich fortging, übergab mir der Pfarrer in Neuenberg eine seltene Schaumünze, die ich dem hiesigen Kämmerer übergeben sollte, und, um sie ganz sicher aufzuheben, an einem Schnürchen um den Hals hing. Diese Münze muß ich verloren haben und es kann dies nur bei meinem Sturz in den Hohlweg geschehen sein, da, wie Sie hier sehen, das Schnürchen zerrissen ist. Lassen Sie das Gebüsch noch einmal ganz genau durchsuchen, oder, wenn es nöthig ist, weghauen. Die Münze muß sich dort finden.“

Der Rath betrachtete den Rest der Schnur, dann sagte er: „Es würde mich freuen, wenn es Ihnen gelänge, diesen Beweis zu führen, denn dadurch würde zugleich Ihre Unschuld erwiesen sein. Es ist durch Zeugen festgestellt, daß Sie um neun Uhr aus dem Neuenberger Pfarrhause weggegangen und um halb elf Uhr in der Stadt angekommen sind. Bei der bedeutenden Entfernung ist es nicht möglich, daß Sie nach einem Zusammentreffen mit Trapper am Orte der That noch Ihren Weg über die Stelle genommen hätten, wo Sie gestürzt sein wollen, oder daß Sie vorher dahin geeilt und

wieder nach Neuenberg zurückgekehrt seien; Sie hätten sonst später in der Stadt ankommen müssen. Können Sie also beweisen, daß Sie wirklich in den Hohlweg gestürzt sind, so kann ich Sie heute noch aus der Haft entlassen.“

Ich wurde einstweilen wieder abgeführt. Der Amtmann sorgte selbst für einen Wagen und Arbeiter, und ehe eine Stunde verging, war die Gerichtskommission auf dem Wege nach Waldbach. Die Stelle, an der ich in den Hohlweg hinabgestürzt war, ließ sich mit Hilfe des oben zwischen zwei Feldern gerade darauf zulaufenden Fußweges leicht auffinden. Das Gebüsch am Fuße des Abhanges wurde auf eine lange Strecke hin gründlich durchsucht, es fand sich jedoch keine Spur von der Münze. Endlich entdeckte sie ein Arbeiter höher oben, in den Zweigen einer jungen Buche, wo auch ein Fetzen von dem Futter meines Rockes an einem Zacken angepießt war.

Der Pfarrer, der Schulze und der Lehrer von Neuenberg waren ersucht worden, bis zur Zurückkunft des Gerichtes in der Stadt zu verweilen, damit sie die Münze, wenn diese gefunden würde, rekonoszieren könnten.

Die drei Männer hatten sich zu meinen Eltern begeben, um denselben Trost und Hoffnung einzusprechen. Auch Theresen und ihre Mutter waren dort, sie hatten nicht zu Haus bleiben wollen, als der Pfarrer vor Gericht gefordert worden war.

Sobald der Lektore, unter Zustimmung des Lehrers und des Schulzen, erklärt hatte, daß dies dieselbe Münze sei, die er mir gegeben, was auch durch Uebereinstimmung des in meinen Kleidern gefundenen Stückes Schnur mit dem noch an der Münze hängenden bestätigt wurde, ließ mich der Gerichtsrath wieder vorführen und erklärte mir, daß er nunmehr von meiner Unschuld überzeugt sei und ich nur noch die Erledigung einiger Formalitäten abwarten müsse, bevor ich gehen könne.

Nach einer halben Stunde traf ich im Kreise der Meinigen wieder ein und wurde mit herzlichster Freude empfangen, wieweil die Stimmung infolge der überstandenen Angst noch eine etwas gedrückte war.

Es fiel mir zwar auf, daß der große Tisch in der Mitte der Stube mit einem weißen Tuch überdeckt und mit Blumen geschmückt war, auch Flaschen und Gläser darauf standen, doch vermuthete ich weiter nichts, als daß meine Eltern meine Freisprechung bei einem Glase Wein feiern wollten.

Da sagte mein Vater: „Mein Sohn, daß Dich und uns Alle beinahe ein so großes Unglück betroffen hätte, kommt wohl nur davon, daß Du so gar oft nach Neuenberg botanisiren gehst. Um nun so etwas für die Zukunft zu verhüten, denke ich, es ist am besten, wenn wir die Blume, die Dich so anzieht, so bald als möglich in unser Haus verpflanzen.“ Indem er so sprach, nahm er mich bei der Hand und führte mich zu der lieblich erröthenden Theresen.

Die Mutter derselben aber legte segnend unsere Hände ineinander, und dann klangen fröhlich die Gläser zusammen auf das Wohl des neuen Brautpaares.

Zwei Jahre später, als uns bereits das Band der Ehe verknüpfte, stürzte ein Maurer aus Neuenberg von einem Gerüst und starb kurz darauf an den erhaltenen Verletzungen. Vor seinem Tode gestand er, daß er es gewesen, der den Verwalter erschlagen. Er war an jenem Abende ziemlich spät in etwas angetrunkenem Zustande aus der Stadt nach Hause gekommen. Vor dem Dorfe war er auf Trapper gestoßen, der wohl einsehen mochte, daß er mich verfehlt habe und seine üble Laune an dem Arbeiter auslassen wollte. Aus einem Wortwechsel war eine Schlägerei entstanden und da Trapper dem Maurer die Kefle zudrückte,

hatte ihm dieser mit seinem spizen Hammer einige Hiebe auf den Kopf versetzt und war dann, als der Verwalter zu Boden stürzte, entflohen.

So war nun auch der letzte Schatten eines Verdachtes von mir genommen, und lange Jahre lebte ich mit meiner Theresie, Deiner Großmutter, in glücklichster Ehe."

Kurze Zeit darauf starb mein Großvater. Die Schaumünze aber bewahre ich als ein theures Andenken an ihn auf, und so oft ich sie betrachte, erinnere ich mich der hohen Bedeutung, die sie in seinem Leben gewonnen.

Die Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde bei Berlin.

(Mit Abbildung.)

Kadettenschulen oder Kadettenhäuser nennt man bekanntlich jene militärischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen junge Leute für die Offizierslaufbahn vorgebildet werden. Sie sind französischen

Ursprungs, und fanden in Deutschland zuerst in Brandenburg Nachahmung, wo der Große Kurfürst aus jungen französischen Edelleuten, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 geflüchtet waren, vier Kadettenkompagnien errichtete. Im Jahre 1717 gründete dann König Friedrich Wilhelm I. von Preußen das Kadetteninstitut zu Berlin. Für Preußen besteht gegenwärtig ein Kadettencorps mit sechs Voranstalten zu Kulm, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Plön, Dranienstein und der Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde, einem 9 Kilometer von Berlin gelegenen Dorfe. Diese Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde, ein in seiner Großartigkeit einziges Institut, dessen südliche Hauptfront mit dem Direktionsgebäude, das auch die katholische und evangelische Kirche umschließt, unsere Abbildung wiedergibt, ist nicht etwa dazu bestimmt, sämtliche Provinzialanstalten in sich zu vereinigen, sondern vielmehr, dieselben zu ergänzen. Die unteren Klassen der Schüler bis zur Tertia sind nämlich den Provinzialanstalten verblieben, während das 1878 eröffnete Institut zu Lichterfelde, welches Raum für 800 bis 900 Kadetten hat, die Sekunda, Prima, Oberprima und Selektia des ganzen Corps

umfaßt. Die Zöglinge zerfallen in königliche Kadetten (Söhne von Offizieren, Militärbeamten u. s. w.) für welche 90 bis 300 Mark Erziehungsbeiträge, und in Pensionäre, für welche 450 bis 1080 Mark jährlich zu bezahlen sind.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Des Schuhmachers Geschenk. — Als Großherzog Karl August von Weimar im Jahre 1825 seine goldene Hochzeit feierte, beschloß der Schuhmacher Schind in Weimar, ein bei dem Herrscher wie bei Goethe gleich beliebter Mann, dem Ersteren ein Paar reich mit Gold geschmückte Schuhe zu schenken und vertraute das dem Dichter mit der Bitte an, ihm einige passende Verse dazu zu machen. Goethe er suchte ihn, die Schuhe zu vollenden und mit denselben wieder zu ihm zu kommen. Das geschah, und der Dichter war so entzückt von dem Erzeugnisse Schind's, daß er demselben sogleich einige Verse diktirte. Diese gefielen dem Schuhmacher sehr gut, er meinte jedoch, daß der Herzog ihn schwerlich für deren Urheber



Die Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde bei Berlin.

halten werde, der Herr Geheimrath möchte daher doch die Güte haben, einige andere, mehr gewöhnliche Strophen zu verfassen. Auch dem willfahrte der Dichter und änderte die Widmung in folgender Weise:

Zum goldnen Feste bring' ich goldne Schuh,
Die Du mit gnäd'gen Augen wollest sehen!
Wer solchen Weg, o Herr, gemacht wie Du,
Hat wohl verdient, in goldnen jezt zu gehen.
Sie sind geschmeidig, innen weich furnirt
Und werden sanft sich Deinem Fuß bequemem;
Wird Dich, o bester Herr, nicht Wunder nehmen.
Denn da die Kunst Dein ganzes Leben Du
Zu schützen, zu befördern nie verfehlet,
Was Wunder also, wenn sie bis zum Schuh
Dem Handwerk sich in Deinem Reich vernählet?

So findet sich das Gedicht auch in Nr. 84 vom 18. Oktober 1825 des Journals für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Karl August war von demselben und dem Geschenk gleich entzückt, nahm aber Schind beim Ohrschläppchen und meinte lächelnd: „Gestehe Er nur, lieber Schind, die Verse stammen von Goethe.“ Der Schuhmacher mußte das, ganz verwundert, woher der Großherzog das wissen können, denn auch zugeben. [R. M.]

Ein Ausspruch Johnson's. — Zeit und Geld sind die schwersten Bürden des Lebens, und der Unglücklichste aller Sterblichen ist derjenige, der von beiden mehr besitzt, als er zu brauchen versteht. [R.]

Bilder-Räthsel.

Was muss sein
Da schick dich drein

U

Tz

G

W

Dj

R

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 45:
Wer nicht verkannt sein will, muß erst sich selbst erkennen.

Charade.

Die Erste dient zum Färben,
Die Zweite, Dich zu schützen
Vor Tod und vor Verderben;
Gigantisch im Erwerben,
Stellt sich in seiner Schätze Glanze
Dir vor das geldesreiche Ganze. Adolf Nagel.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Somogramm.

Die nachstehenden Buchstaben sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden vier Wörter der wagerechten Reihen den entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind:

a a d b
e e e m
m m n u
o o r r

1) Ein Wort zur Kennzeichnung. 2) Eine Gottheit der Römer. 3) Ein Weltkörper. 4) Ein Planet.

Auflösung folgt in Nr. 47. Heinrich Vogt.

Auflösungen von Nr. 45: des Räthfels I: Kothtrappe; des Räthfels II: P, Plumpe, Pfeile.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien,
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.